

www.e-rara.ch

**Deutsches Lesebuch für Lehrerseminarien und andere höhere Schulen
der Schweiz**

Utzinger, Heinrich

Zürich, 1902-1907

Stiftung Pestalozzianum

Shelf Mark: LA 1220 ba

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-89590>

III. Reden.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

III. Reden.

56. Aus den Tischreden

von Martin Luther.

1.

Bischof Albrecht von Mainz hat pflegen zu sagen, das das menschliche Herz sei gleich wie ein Mülstein auf einer Mül. Wenn man Korn darauf schüttet, so läuft er umbher, zerreibet, zermalmet und macht es zu Meel; ist aber kein Korn vorhanden, so läuft gleichwol der Stein umbher, aber er zerreibet sich selbs, das er dünner, kleiner und schmärer wird. Also wil das menschliche Herz zu schaffen haben. Hat es nicht die Werk seines Berufs für sich, das es dieselbige ausrichte, so kömt der Teufel und scheust Anfechtung, Schwermut und Traurigkeit hinein. Da frist sich denn das Herz mit der Traurigkeit, das es drüber verschmachten mus, und mancher sich zu Tode bekümmert.

2.

Der junge Markgraf Joachim der Ander hat Anno 1532, als er zu Wittenberg gewesen, Doctor Martinum Luther gefraget, warum er doch so heftig und hart wider die großen Herren schriebe? Darauf hat Doct. Martinus geantwortet: Gnädiger Herr, wenn Gott das Erdreich wil fruchtbar machen, so mus er zuvor lassen furhergehen einen guten Platzregen mit einem Donner, und darnach darauf fein mählich regnen lassen; also feuchtet er das Erdreich durch und durch. Item: Ein weidenes Rütlein kann ich mit einem Messer zerschneiden, aber zu einer harten Eichen mus man eine scharfe Axt und Parten oder Keil haben, man kan sie dennoch kaum spalten: wie denn eine grosse Eiche von einem Haue nicht fället.

3.

Doctor M. L. riet allen, so studirten, in welchen Künsten es auch wäre, das sie gewisse Bücher für sich nemen, und dieselben mit Vleis lesen, und machten ihnen einen guten Autorem und Buch so gemein, das sie denselben oftmals lesen und wider lesen, also, das sie gleich in Fleisch und Blut verwandelt würden, als wäre ihnen desselben Art zu reden und zu schreiben angeborn.

Denn mancherlei Bücher lesen machet mehr Verwirrung, denn das man etwas Gewisses und Standhaftiges draus lernet. Gleich als die, so allenthalben wonen, wo sie hin kommen, und bleiben an keinem gewissen Ort, die wonen nirgend, und sind an keinem Ort gewis daheimen. Und gleich wie wir in der Gesellschaft nicht täglich aller guter Freunde Gemeinschaft brauchen, sondern etlicher wenigen und auserlesenen, also sol man sich auch an die besten Bücher gewöhnen und ihm dieselbigen gemein machen und auf einem Näglein können.

Viel Bücher machen nit geleret, viel lesen auch nit, sondern gut Ding, und oft lesen, wie wenig sein ist, das macht geleret und frum dazu.

4.

Eins guten Redners Art oder Zeichen ist, das er aufhöre, wenn man ihn am liebsten höret und meineth, es werde erst komen; wenn man ihn aber mit Überdrus und Unwillen höret, und wolte gern, das er aufhörete und zum Ende und Beschlus käme, das ist ein böse Zeichen. Also auch mit einem Prediger. Wenn man sagt: Ich hätte ihm noch wol länger mögen zuhören, so ists gut. Wenn man aber sagt: Er war in das Waschen komen und konnte nimermehr aufhören, so ists ein böses Zeichen.

5.

Gott hat den Menschen zur Gesellschaft geschaffen und nicht zur Einsamkeit. Die Einsamkeit machet lauter Traurigkeit, und es hat einer arge, böse und beschwerliche Gedanken, wenn er allein ist. Da denket man einem Ding emsiger nach, und ist uns etwas Widerwärtiges geschehen, so bilden wir es uns desto heftiger ein und machens grösser und ärger, denn es an ihm ist, gedenken, also sei niemands unglückseliger, denn als wir sind, und träumen uns davon, als werde es ein böses Ende mit unsern Sachen gewinnen. In Summa, wenn wir alleine sind, so haben wir wunderbarliche Gedanken und legen ein Ding imerdar ärger aus, denn es an ihm selbs ist; meinen dargegen, das andere Leute viel glückseliger sind denn wir, und thut uns denn seer wehe, das es andern also wol gehet, und wir dagegen in Trübsal und allerlei Not stecken.

Wenn ich unlustig und schwermütig bin, so fliehe ich Einsamkeit, gehe zu Leuten und schwatze mit ihnen, gehe ehe zu meinem Schweinhirten Johannes, denn das ich allein bliebe.

6.

Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musica. Der ist der Satan sehr feind, damit man viel Anfechtunge und böse Gedanken vertreibet.

Musica ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sitsamer und vernünftiger machet.

Musica ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird; wie der sagt beim Virgilio: Tu calamos inflave leves, ego dicere versus; singe du die Noten¹⁾, so will ich den Text singen.

Musicam habe ich allzeit lieb gehabt. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu allem geschickt. Man mus Musicam von Not wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeister mus singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man sol auch junge Gesellen zum Predigamt nicht verordnen, sie haben sich denn in der Schule wol versucht und geübet.

Die Musica ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Ich wolt mich meiner geringen Musica nicht umb was Großes verzeihen. Die Jugend sol man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine, geschickte Leute.

7²⁾.

Einen fleissigen, frumen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zeucht und leret, den kan man nimer mehr gnug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt. Noch ists bei uns so schändlich veracht, als sei es gar nichts, und wollen dennoch Christen sein. Und ich, wenn ich vom Predigamt und andern Sachen ablassen kündte oder müste, so wolt ich kein Ampt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlerer sein. Denn ich weis, das dis Werk nächst dem Predigamt das allernützlichst, grössest und beste ist. Und weis dazu noch nicht, welchs unter beiden das beste ist, denn es ist schwer, alte Hunde bändig und alte Schälke frum zu machen, daran doch das Predigamt erbeit, und vil umbsonst erbeiten mus. Aber die jungen Bäumlin kan man besser biegen und ziehen, ob gleich auch etliche drüber zerbrechen. Lieber, laß es der höchsten Tugent eine sein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich zihen, welchs gar wenig, und schier niemand tut an seinen eigenen. — Man mus es aber nicht sehen, wie es die Welt verlohnet und hält.

Wenn einer hat Schule gehalten ungefährlich zehen Jar, so mag er mit gutem Gewissen davon lassen. Denn die Arbeit ist zu gros, und man hält sie geringe. Burgermeister, Fürsten und Edelleut können wir

¹⁾ Wörtlich: blase du die Flöte.

²⁾ Der erste Abschnitt ist aus „Eine Predigt, das man Kinder zur Schulen halten solle.“

gerathen¹⁾, Schulen kan man nicht gerathen, denn sie müssen die Welt regieren.

Ein treuer Lerer weit über einen Kriegsherrn ist, als der nur menschliche Gesellschaft, Leib und Gut schützt und erhält. Wiewol die Scharrhansen²⁾ wännen, sie sinds allein, so Himmel und Erden tragen. Aber solche Gesellen lasse man imerhin faren. „Das Werk lobet seinen Meister“, spricht Jesus Sirach.

57. Von der Ausbildung der Schüler in Rede und Sprache.

(Schulrede aus dem Jahre 1796.)

Joh. Gottfried Herder.

Wie Rede und Sprache den Menschen vom Tiere unterscheidet, so gibt es eine Kunst der Sprache und Rede, die unter den Menschen selbst vielleicht einen so großen Unterschied macht, als die Rede zwischen Tieren und Menschen. Diese Kunst der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen auszubilden, muß ein Hauptgeschäft der Schulen sein.

Wenn wir auf die Welt treten, können wir zwar schreien und weinen, aber nicht sprechen und reden; wir äußern nur tierische Laute. Manche Völker und Menschen verfolgen diese tierischen Laute durchs ganze Leben. Man stelle sich in eine Entfernung, in der man den Schall der Stimme und die Akzente nicht vernimmt, so hört man zwar bei einigen Menschen den Truthahn, die Gans, die Ente, bei manchen Rednern den Pfau, die Rohrdommel, und bei affektierenden Schönlingen den natürlichen Kanarienvogel, nur nicht eben eine menschliche Stimme. Unser Thüringen hat viel Gutes, aber keinen angenehmen Laut der Sprache, welches man dann am meisten inne wird, wenn man, wie oft der Fall ist, zwar Töne, ineinandergezogene Töne hört, aber den Sinn der Rede nicht versteht. — Jünglinge, die diesen unangenehmen Dialekt bloßer Tierlaute an sich haben, sie mögen aus Städten oder vom Lande her sein, müssen sich alle Mühe geben, in der Schule eine menschliche, natürliche, charakter- und seelenvolle Sprache zu bekommen und von ihrer bäuerischen oder schreienden Gassenmundart sich zu entwöhnen. Sie müssen das Bellen und Belfern, das Gackeln und Krächzen, das Verschlucken und Ineinanderschleppen der Worte und Silben abdanken und statt der Tier- die Menschensprache reden. Glücklich ist das Kind, der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständliche, menschliche, liebliche Töne ins Ohr kamen und seine Zunge, den Ton seiner Sprache unvermerkt bildeten. Glücklich ist das Kind, dem seine Wärterin, seine

¹⁾ entraten.

²⁾ prahlerische Kriegsleute.

Mutter, seine ältesten Geschwister, seine Anverwandten und Freunde, endlich seine frühesten Lehrer, auch im Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie zusprachen; der Jüngling, der Mann wird sie nicht verleugnen, so lange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir früher hörten, wie unser Mund, unsere Zunge sich in der Kindheit und Jugend forinten, meistens sprechen wir so zeitlebens. Die Anmut der Rede ist ein schöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unseres Lebens; Jünglinge, von denen man sagen kann, was Cicero von den Gracchen und ihrer Mutter Cornelia sagte: „Söhne, nicht sowohl auf dem Schoße, als vielmehr in der Rede der Mutter erzogen“, haben an diesem mütterlichen Geschenk einer angenehmen, deutlichen, sanft überredenden Sprache eine schöne Anlage zu Vernunft und Kultur geerbt.

Wem dieses Glück nicht ward, der muß in frühen Zeiten, bei noch biegsamen Organen, seine Sprache bessern; er lerne sprechen wie die Menschen, deren Sprache ihm am reinsten, deutlichsten, charaktvollsten, lieblichsten tönt; sein eigener Verstand, sein Ohr sei hierin Richter. Diese Menschen höre er oft und mit Liebe; ihre Stimme umschalle ihn auch in der Einsamkeit, wie dort den Agamemnon, da er vom Traum erwachte, Nestors Stimme umschalle.

Er ahme ihnen aber nicht, wie jener amerikanische Vogel, der die Stimme anderer Vögel nachahmt, unverständlich und knechtisch nach. Junge Leute, die sich zu einer schönen Rede bilden wollen, fallen ungemein bald ins Affektierte, und ich kenne mehrere, die jetzt noch das Gymnasium besuchen, andere, die es vordem besucht haben, die sich einen erzwungen feinen Ton der Stimme eigen gemacht haben, obgleich er ihnen nicht eigen und keinem Menschen natürlich ist. Die Rede ist Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild aller unserer Gedanken und Empfindungen; sie muß also Charakter haben und nicht den Tönen gleich sein, die man hinter dem Stege hervorgeigt. Wie unser Körper nicht bloß Nerven und feine Fibern, oder zierliche Blut- und Saftgefäße, sondern auch Muskeln, Sehnen, Haut, Knochen hat und solche in gehöriger Stärke haben muß, wenn er gesund sein soll, so ist's nicht die weiche, zierliche, entnervte, buhlerische Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Wir wollen an ihm einen jungen Mann bilden, der gesunden Verstand, bestimmte Begriffe, Treue, Wahrheit, herzliche Rechtschaffenheit, so wie in Gesicht, Handlung und Gebärden, so auch in seinen Worten, im Ton seiner Stimme ausdrückt. Es gibt einen Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen dringt, einen Ton der Überzeugung und der gesunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger einnimmt; dahingegen der falsche Ton, wenn man Gesinnung und Affekte ausdrücken will, die man weder hat noch kennt, dem Gemüt anderer Menschen viel widriger und unausstehlicher ist, als ein falscher Ton im Gesange, wenn er auch noch so arg heulte. Wahrheit, Wahrheit bilde unseren Ausdruck auch im Tone der Stimme; wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.

Wie die Musik eine Tonleiter hat, auf der sich die Stimme auf- und absteigend üben muß, so hat die Rede ein weites Reich von Gegenständen, Gesinnungen, Leidenschaften, Empfindungen, Zuständen der Seele u. s. w., deren Ausdruck sie zu schaffen und auf die mächtigste, angenehmste Weise darzustellen hat. Daß sie dieses zu tun vermöge, dazu gehört Übung; denn auch in der Kunst, seine Sprache zu brauchen, fällt der Meister so wenig vom Himmel, als in der Tonkunst. In dieser müssen die Finger, in jener die Organe geübt werden, zusamt den Seelenkräften, auf die sich die Rede bezieht, deren Wirkung sie äußert. — Lesen heißt diese Übung; aber ein Lesen mit Verstand und Herz, ein Lesen im Vortrag jeder Art, und neben ihm eigene Kompositionen und ein lauter lebendiger Vortrag derselben. Dies ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen gebildet und geübt wird; ihrer haben sich in Griechenland und Rom die größten, die geschäftsreichsten und wichtigsten Männer hoch hinauf bis in ihr Alter nicht geschämt. Sie haben sie angepriesen, diese Schule menschlicher Sprache und Redeübung, Anweisungen und Regeln in ihr gegeben; sie haben sich wetteifernd um die Vervollkommnung der Sprache, der Stimme, der Rede befließigt. Auf diese Weise wurden sie kultivierte Nationen und schrieben ihre Kultur der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Wer dies nicht getan hatte, hieß ein Barbar, und wir werden uns nicht befremden lassen, daß man uns, sobald wir nicht unsere Sprache und Rede ihnen gleich ausbilden, dafür, was selbst dem Ton und Buchstaben nach das Wort Barbar sagt, halte.

Das Lesen, ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrags, Erzählung, Fabeln, Geschichte, Gespräche, Selbstgespräche, Lehre und Lehrgedichte, Epopöen, Oden, Hymnen, Lust- und Trauerspiele in Gegenwart anderer oder mit anderen, ohne Zwang, in der natürlichsten Art, gibt der Rede sowohl als der Seele selbst eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Märchen an durch alle Gattungen des Vortrags sollte das Beste, was wir in unserer Sprache sowohl in eigenen Produkten als Übersetzungen haben, in jeder wohl-eingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden. Kein klassischer Dichter und Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lernbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen, Römer, Italiener, Franzosen und Briten ihrem edelsten Teile nach zu gebildeten Nationen geworden. Alcibiades gab jenem Schulmeister zu Athen eine Maultschelle, der den ersten klassischen Dichter seiner Sprache, den Homer, nicht in der Schule hatte; und wie fleißig die Griechen ihre besten Schriftsteller, wie fleißig die edelsten Römer die besten griechischen Schriften lasen, wie oft sie solche abschrieben, auswendig lernten, nachahmten und sich zu eigen machten, klingt für unsere neue barbarische Zeit beinahe wie ein altes Märchen. In Italien weiß der gebildete Teil der Nation ihre klassischen Dichter

fast auswendig; in englischen neuen Schriften werden sie zur Zeit und Unzeit angeführt und mit britischem Stolze gepriesen. Wie sehr die französische Nation auf ihre Sprache und Schreibart, auf die Muster derselben in jeder Art stolz ist, weiß jedermann, und nur dadurch, durch die Gelenkigkeit und Richtigkeit ihrer Schreibart, durch ihre immer der Lage der Sache angemessene Gegenwart des Geistes, durch ihren immer lebendigen Witz und Verstand sind sie bei Freunden und Feinden, was sie sind, geworden. Sie ehrten die Musen, sie schätzten im Umgange sowohl als in Schriften vorzügliche Talente; darum standen ihnen auch die Musen bei und haben gewiß zu der unglaublichen Übermacht, die jetzt (1796) ganz Deutschland in Schrecken setzt, mitgeholfen. — Wir Deutsche hingegen sind hierin sehr nachgeblieben; unser Schul- und Kanzelstil und unser Kanzleistil, der Regensburger zumal, sind aus wahren deutschen Eichen und Buchen, oft nicht einmal gefornzte, hölzerne Stiele, mit denen wir wohl keine Nation an uns locken, aber auch keinen Feind totschiagen werden. Unsere edle deutsche Sprache ist noch bei weitem nicht geworden, was sie sein könnte; unsere besten Schriftsteller sind in Häusern, oft auch in Schulen unbekannt und an Höfen verachtet, da sie doch von Jugend auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebende Sprache regeln, ihren Umgang versüßen und erheitern sollten. Kein edles Bild, keine große Gesinnung, Aufmunterung und Warnung, wenn es musterhaft gedacht und gesagt ist, sollte bloß in unsern deutschen Büchern und Bibeln stehen, oder makulaturweise in unseren Buchläden liegen; sondern in den Schulen sollte, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu gesichtet wird, jedes Edelste und Beste laut gelesen, auswendig gelernt, von Jünglingen sich zur Regel gemacht und in Herz und Seele befestigt werden. Wer unter euch, ihr Jünglinge, kennt Uz und Haller, Kleist und Klopstock, Lessing und Winckelmann, wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Briten ihren Milton und Shakespeare, die Franzosen so viele ihrer Schriftsteller kennen und ehren? — Dies laute Lesen, auswendige Vortragen bildet nicht nur die Schreibart, sondern es prägt die Formen der Gedanken ein und weckt eigene Gedanken; es gibt dem Gemüte Freude, der Phantasie Nahrung, dem Herzen einen Vorschmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter. Mit welchem Entzücken erinnere ich mich meiner Jugend, da ich zuerst diese und die alten Schriftsteller und die ersten Schriftsteller fremder Nationen las! Kaum reicht in meinen späteren Jahren etwas an diese Freude, an dies süße Erstaunen. In der Jugend ist die Seele der Biene gleich, die an dem ersten schönen Frühlingstag an jedem Kelche der jungen Blumen hängt und ihren ambrosischen Honig saugt; im Herbste des Lebens geht man über gemähte Wiesen, oder gar über Brach- und Stoppelfelder.

Zum guten Lesen und Auswendiglernen gehört notwendig eigene Komposition, so eingeschränkt diese auch sein möge. Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig sprechen, wenn man genau lesen und

hören will. Also kleine Aufsätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern, theils stellenweise, theils nach dem ganzen Plane des Buches und seiner Anordnung, dies sind die Zellen, die sich der Fleiß der Biene baut, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet. Kein Tag muß vorübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibt; er hole nur nach, was er vergessen möchte, oder setze sich seine Zweifel auf, oder berichtige dieselben, oder excerpiere oder komponiere, in welcher Übung es auch sei. Der Griffel, d. i. bei uns die Schreibfeder, schärft den Verstand, sie berichtigt die Sprache, sie entwickelt Ideen, sie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weise tätig.

Am innigsten aber wird eine Sprache und Rede durch Umgang gebildet, und leider! wir Deutsche nützen den Umgang zur Bildung unserer Sprache und Rede fast gar nicht; darum heißen wir bei anderen Nationen so oft Stumme, oder ungeschickt Sprechende, grobe Barbaren. Sprache ist durch Umgang, nicht in der Einsamkeit entstanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und poliert. Auch im Umgange sollte man sich nie einen Barbarismus erlauben; alle gebildeten Stände in anderen Nationen sprechen im Umgange ihre Sprache korrekt; nur der Deutsche nicht, der spricht und erzählt etwa wie die Hebamme in Shakespeare. Junge Leute sollen sich unter einander aufgeben, zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies ist keine Pedanterie, sondern setzt uns fürs ganze Leben in den sichern Besitz eines regelmäßigen guten Ausdruckes. — Noch mehr sollte man sich befeißigen, jedesmal aufs beste und anständigste zu reden; wenn man gefragt wird, aufs bestimmteste und gefälligste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, aufs anmutigste zu erzählen; oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu tun hat, sie aufs bescheidenste und würdigste zu tun; selbst unangenehme Dinge, Verweise u. dgl., ohne Zorn und Grobheit auf die anständigste, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen: das ist der wahre Atticismus, die wahre Politesse und Urbanität, oder wie man sonst den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben sich alle wohlgesitteten, bürgerlichen Nationen unterschieden. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Bauer, halb, schief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen soll; erzählt man wie ein Trunkener, das Vorderste zuhinterst, das Hinterste voran, in ellenlangen Einschüßeln und Parenthesen, so daß man nie zum Zwecke kommt und nirgend den Ausgang findet; überläßt man sich im Scherze groben Zoten, beleidigenden Ausdrücken und dem unsinnigen Aberwitz von Wortspiel und Lächerlichkeiten, über die niemand lacht: so läuft man Gefahr — ewig ein deutscher Bauer zu bleiben, welchen Rock man auch trage. — „Euere Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt“, sagt Paulus; und Christus sagt: „Habet Salz bei euch; wenn eure Spässe wie das Salz abgeschmackt und dumm werden, so schüttet sie auf die Gasse“ u. s. w. Es gibt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen

Gesellschaft als ein Mensch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern als eine vorlaufende, stolpernde, stotternde, grobe oder unzeitig spitzig und fein geschliffene, dumme Zunge.

Um zur Nüchternheit im Reden des Umgangs und zu einem guten Stile der Gesellschaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorsicht nötig. 1. Man falle niemandem in die Rede; ein Mensch, der dem andern in die Rede fällt, ist ein Wahnsinniger, wie die Indianer sagen, oder wie andere sagen, ein seines Verstandes nicht Mächtiger, dem niemand viel zutraut. Im Buche Hiob war Elihu so voll Weisheit, daß ihm der Bauch bersten wollte; er wartete aber doch, bis die Alten ausgeredet hatten, ans Ende. 2. Man hüte sich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, dadurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gemeinlich zur Unzeit wiederholt. Fast niemand kann ihnen ganz entgehen; insonderheit haben sie Leute, die viel reden müssen und ohne Vorbereitung reden; doch aber hüte man sich vor ihnen und schränke sie so viel als möglich ein. Man bestelle sich Wächter, die uns solche sagen müssen, oder sei sich selbst Wächter. Jedem von uns ist bekannt, an welche Albernheit man sich gewöhnen kann, wenn man nicht auf sich merkt. 3. Man hüte sich vor allem Despotismus im Umgang und in seinen Gesprächen. Despoten im Umgange sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere, liebliche Unterredung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu lassen. Jeder junge Mensch prüfe sich des Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, einen Diskurs verderbt, eine Antwort gegeben oder sonst ein Betragen gezeigt hat, mit dem andere, mit dem er nicht zufrieden sein könnte. Zur Unfreundlichkeit ist uns die Rede nicht gegeben. Bei allem kommt es darauf an, daß unsere Rede ganz sei und etwas Ganzes bestimmt sage. Der Deutsche halbiert außerordentlich gern und hält sich niederträchtigerweise an die Halbwahrheit. Entweder antworten wir wie der Unteroffizier mit dem Knüttel: „Hum! Ham!“ ohne zu fragen, ob der andere daraus klug werde; oder wir sprechen wie Dienstboten, Lakaien — komplementenvoll, herumgehend um die Wahrheit. Dafür halten uns denn auch die fremden Nationen. Sie sagen, man kenne einen Deutschen an seinen Komplimenten, an seiner Anrede oder Antwort, am Tone seiner Unterredung; entweder sei er ein Grobian, oder ein schleichender Hofierer, oder beides zugleich. Das, was man sagen will, rein, ganz bestimmt und doch artig, höflich zu sagen, und ein Ende in seiner Rede finden zu können, das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umganges. Er ist wie ein schöner Edelstein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gefaßt, voll Sinnes, voll Anmut, voll inneren Wertes, klein und kostbar.

Damit auch meine Rede ein Ende gewinne, tretet hervor, ihr Jünglinge, mit freier Stirn und mit erfreuend lieblicher Rede! Niemand sage,

was er weiß, halb; niemand sage es furchtsam und knechtisch! Eure Lehrer werden euch ganz und mit väterlicher Gewissenhaftigkeit die Fragen vorlegen; mit willigem Ohr sind wir hier, eure genugtuenden, euch Ruhm erwerbenden Antworten zu hören. Niemand stocke, niemand zage! Wir sind hier auf den Auen der Musen, der Geberinnen süßer Rede. „Die Stimme der Jünglinge zu hören, ist angenehm; die Engel selbst erfreuen sich“, sagt Swedenborg, „wenn Kinder anmutig reden; wenn sie mit holder Stimme lesen, unübereilt und verstandreich antworten, wenn sie mit einer kindlichen Gewißheit, was sie wissen und gelernt haben, sagen.“ Ferne sei hier ein Feind, ein Aufhorcher dieser heiligen, genialischen Versammlung. An einander freuen wollen wir uns und in Ruhe uns Zeit nehmen, einen Garten der Wissenschaften zu durchwandeln, in dem auch wir einst als Jünglinge Rosen fanden. Jeder stehe wie Ulysses da, wie Homer ihn beschreibt, mit ruhigem Auge und gesenktem Szepter, als ob er etwas zu sprechen wisse; aber wenn er zu reden anfängt, dann mögen die Worte wie leichte Schneeflocken einander folgen; er befriedige mit jedem Worte, und man vergesse alles andere über seiner angenehmen, wohlklingenden Rede.

58. Am Neujahrstage 1812.

Heinrich Pestalozzi. (Gekürzt.)

Freunde und Kinder!

Das alte Jahr ist vorüber, das neue ist da, und ich stehe als Vater meines Hauses vor euch, um den Wunsch auszusprechen, daß es für uns alle ein gutes, gesegnetes Jahr sein möge.

Das alte war es, es hat mich dem Ziele meines Lebens näher gebracht. Ob es mühselig gewesen, das ist jetzt gleichviel. Sie sind verschwunden, die Stunden der Mühseligkeit, es ist nichts von ihnen übrig geblieben als die Kraft, die sie in uns selber entfaltet haben. Ob Gefahren uns umringten — sie sind verschwunden, als wären sie nicht da gewesen. Der Mut, den sie uns gebildet, ist übrig geblieben, die Fundamente dieses Mutes sind jetzt gegründet, als sie je waren.

Was wir wollen, was wir sollen, das können wir jetzt mehr als je. Die Bahn, die wir suchten, ist für uns mehr als je offen. Es ist Friede auf unseren Wegen, große Steine des Anstoßes sind wie verschwunden, und wir reifen — wir reifen alle in den Kräften und Mitteln, die wir zu unserem Ziele bedürfen, demselben entgegen.

Was können wir mehr wollen, als wir erhalten? Welcher Sohn der Erde, wenn er in seinem Erdenziele so viel vorwärts gerückt wäre — wäre nicht befriedigt? Welcher Sohn der Erde würde sich in einer solchen Laufbahn nicht anstrengen? Welcher würde sich nicht Vorwürfe machen, wenn er das Glück seines Lebens auf keine Weise verdient, wenn er dasselbe durch keine Art von Anstrengung befördert, wenn er

vielmehr durch seine Schwäche und Sorglosigkeit dem Gange desselben noch Hindernisse in den Weg gelegt, und nach überstandenen Gefahren denken müßte, ich hätte durch mein Benehmen verdient, unglücklich zu werden, wie ich glücklich geworden?

Freunde, Brüder, indem ich mir über das Vergangene Glück wünsche und mich aller überstandenen Gefahren freue, denke ich auch zurück, wie vieles wir noch hätten tun können, um unseres Glückes würdig zu sein und seinen Segen mit hoher, innerer Befriedigung zu genießen.

Freunde, Brüder, was tut der Weltmensch nicht um des nichtigen Gewinstes, um der nichtigen Ehre und um nichtiger, sinnlicher Genießungen willen? Sollen wir für unser hohes, heiliges Ziel weniger tun? Sollen wir uns nicht schämen, weniger für dasselbe getan zu haben? Kann unsere Freude, daß Gott das Werk unserer Hände in dem vergangenen Jahre erhalten, gesegnet und fester gegründet, rein und vollkommen sein, als insofern wir uns bewußt sind, demselben mit reinem Herzen ergeben zu sein und es mit treuem Eifer befördert zu haben? Lehrer meines Hauses, meine Freude ist groß, euch in den ersten Stunden dieses Jahres mit inniger Überzeugung sagen zu können: Eure Ergebenheit an das Werk unserer Vereinigung hat sich in diesem Jahre gestärkt, eure Einsichten in das Wesen desselben, eure Fertigkeit in den Mitteln desselben, und eure Kräfte für den großen Umfang unserer Bedürfnisse und Ansprüche haben sich in demselben vermehrt und gestärkt. Ich danke Gott und freue mich der ersten Stunde des Jahres, ihm vor euch meinen Dank hiefür abzustatten. Wie unglücklich wäre ich, wenn es anders wäre; wie unglücklich wäre ich, wenn ihr unter der Last eurer Stellung erlegen, wenn ihr, von der Verwirrung der Umstände in euch selber verwirrt, den Glauben an unsere Bemühungen verloren hättet und euer Mut, dem Ziel unserer Vereinigung zu leben, in euch geschwächt worden wäre! — Wie unglücklich wäre ich, wenn der so stark geminderte, äußere Schein unserer Vereinigung das Zutrauen auf ihren inneren Wert in euch selber gemindert hätte! Ja, mit welchem Kummer, mit welchen Sorgen belastet, würde ich jetzt in den ersten Stunden des neuen Jahres vor euch stehen! Und mit welcher Freude stehe ich jetzt vor euch, da das nicht ist, — mit welcher Freude danke ich Gott, daß er den Glauben an den Wert unserer Vereinigung in euch erhalten und die Kräfte und den Eifer zur Beförderung ihrer Endzwecke in euch gestärkt hat! Wie danke ich Gott, daß ihr im innigsten Sinne des Wortes im vorigen Jahr mein geblieben und mit einer Kraft und mit einem Willen als die Meinigen vor mir stehet, wie ihr noch nie vor mir standet und noch nie also vor mir stehen konntet! Ich war euer Vater und wollte es von Herzen sein; aber ich war schon damals, als ihr zu mir kamet, ein alter Mann und stand einem Werke vor, dessen Leitung in vielen Rücksichten meine Kräfte weit überstieg, und auch ihr, erste Freunde meines Hauses, erste Teilnehmer meiner Zwecke, Niederer und Krüsi, auch ihr waret

ungeübt und unerfahren in dem, was unser Ziel forderte. Wir hatten alle nichts für uns, als unseren Willen, unsere Treue und unsere Hingebung an die Sache selber, wie sie sich gleichsam von sich selber entfaltete. Uns erhob freilich ein inneres Hochgefühl von dem Wert unserer Zwecke und ein Glauben an unser Ziel, obgleich wir seine Bahn noch nie betraten und sie voll Dornen und unwegsam vor unseren Augen sahen. Wie ferne waren wir alle den Kräften, Einsichten und Mitteln, die es brauchte, um unsere Endzwecke auch nur auf den Punkt vorwärts zu bringen, den wir jetzt schon wirklich hinter uns sehen. Freunde, mit einer Ruhe, mit der ich es noch nie aussprach, darf ich es sagen: auch ihr seid beide, jeder auf seine Art, der Reifung für unseren Zweck dieses Jahr näher gerückt. Niederer, du stehst im Bewußtsein deiner hohen Kraft für denselben da, wie du noch nie für denselben da standest, du bist in das Innerste desselben eingedrungen, wie noch niemand so tief in denselben eingedrungen; du weißt in einem großen Umfange, was wir wollen und was wir sollen; du hast es in diesem Jahr ausgesprochen, wie es noch nie ausgesprochen worden ist und wie du es selber vorher nie aussprechen konntest. Niederer, wie freut mich die Größe deiner Anlagen, die ich immer kannte, aber noch mehr die wachsende, reifende Kraft, mit der du dem Ziele, dem du dich weihest, fast dich selber verzehrend, entgegengehst. Niederer, mich haben Kräfte verlassen, die ich für mein Leben an mich gefesselt glaubte, aber du hast mich nicht verlassen. Ich bedurfte deiner Kraft und bedarf sie heute mehr als je für mein Haus und mein Werk, um der höheren Richtung willen, die du ihm selber gegeben. Ich erkenne heute den Wert dieser Richtung, wie ich ihn noch nie erkannte; aber ich erkenne auch, wie ich es noch nie erkannt, wie sehr ich deiner Kraft nötig habe, um die Unternehmung in dieser höheren Richtung zu erhalten und sie vor den Ungläubigen und Widerwärtigen darin zu beschützen. Niederer, mein Glaube an das, was du hast, ist unerschütterlich, und meine Sorge über das, was du nicht hast, mindert sich mit jeder Stunde. Warum sollte sie nicht sich mindern? Das, was mir in meiner Stellung für mein Ziel fehlt, ist unendlich mehr, als das, was dir in deiner dafür fehlt, und doch bin ich in meiner Stellung nicht zu Schanden geworden. Es war wahrlich, wie wenn meine Schwäche nicht vorhanden gewesen wäre. Niederer, Gott, der ob mir und ob meiner Schwäche waltet, waltet auch ob dir und ob deiner hohen Kraft. Lieber, Gott hat dich mir zur ersten Stütze meines Werkes gegeben, er erhalte dir deine Kraft.

Krüsi, auch die Ruhe deiner Liebe reifet für unsere Zwecke; wir bedürfen ihrer wie Niederers glühender Kraft. Ich erkenne den Einfluß deiner milden, sanften Seele. Ich habe dir oft, wenn die Bedürfnisse des Hauses lebendige Augenblickskräfte aussprachen, unrecht getan; aber ich habe deine hohe Gemütlichkeit und das Bedürfnis des häuslichen Frohsinnes, den du so allgemein wecktest, indem du ganz darin lebst, für unser Haus nie mißkannt. Wir bedürfen seiner, wir bedürfen deiner so

sehr, als irgendeiner Kraft, die für unser Haus wesentlich ist. Gott erhalte und befördere in unserer Mitte immer mehr den reinen und stillen Segen deiner milden Liebe.

Ihr, Jünglinge, die ihr als Kinder zu mir kamet und in meinem Haus erzogen wurdet, Göldi, Ramsauer, Egger, Knusert, es lag mir nichts so sehr am Herzen, als daß ihr einst als Männer die Endzwecke meines Lebens mit Einsicht, mit gebildeten Fertigkeiten und mit einer entschiedenen, lebendigen Neigung fortbetreiben würdet. Ich glaubte damals nicht, es zu erleben, heute noch in eurer Mitte zu stehen; aber meine Gesinnungen waren die nämlichen. Wahrlich, ich suchte euch zu dienen, ohne Hoffnung, es noch zu erleben, daß ihr mir hinwieder dienet; aber meine Freude ist groß, zu sehen, daß ihr es jetzt imstande seid, und daß ihr es wollt. Ich bedarf jetzt eurer Hilfe; ich war damals schon alt und schwach, als ihr zu mir kamet, jetzt bin ich es noch weit mehr, ich kann euch jetzt nicht einmal mehr das sein, was ich euch damals war. Ihr waret Kinder, ihr bedurftet meiner Handbietung, ich bot sie euch herzlich und tat an euch, was ich konnte; was ich nicht konnte, das taten an euch schöne und kraftvolle Umgebungen, die mich unterstützten. Es ist wahr, nicht ich, mein Haus bildete euch; aber jetzt sehe ich dennoch auf euch als auf meine Kinder. Ihr werdet auf eine Weise den Wert meines Lebens bestimmen. Man urteilt ja immer aus den Früchten, ob ein Baum gut oder schlecht ist. Ihr seid in meinem Hause aufgewachsen, mein Wille erschien euch in der Fülle meiner Liebe, ihr erkanntet ihn als den Willen eures Vaters; — wie unglücklich wäre ich, wenn ihr diesen erkannten Willen eures Vaters jetzt verschmähen würdet! Wie unglücklich wäre ich, wenn ihr euch von mir wenden und meine Wege nicht als eure Wege und meine Endzwecke nicht als eure Endzwecke erkennen würdet. Wie unglücklich wäre ich, wenn der erste Schein eurer Entfaltung, der die Aufmerksamkeit der Welt rege gemacht, nur ein Trugschein gewesen wäre und ihr jetzt dastündet in der Schwäche und Gemeinheit nichtiger Menschen; wenn ihr dastündet als lebendige Zeugen meiner eigenen und der Nichtigkeit meines Werkes; wenn ihr, unerhoben von einem hohen Willen, unbeseelt von meinem Streben, in kraftloser Ohnmacht dastündet und so den schönsten Hoffnungen meines Lebens selber den Todesstoß geben würdet, den keine menschliche Gewalt ihm geben kann, wenn ihr in der Wahrheit meine Kinder sein und bleiben werdet. Wie glücklich bin ich hingegen, da ich weiß, daß ihr es seid und daß ihr es bleibt. Das vergangene Jahr war das Jahr einer Prüfung. Wenn es je möglich gewesen wäre, daß die Welt euch von meinem Herzen hätte trennen können, so wäre es in diesem Jahre geschehen; aber es ist nicht geschehen, eure Treue an mir und an dem Ziele meines Lebens hat sich in demselben bewährt. Ich danke Gott und freue mich. Ihr seid Männer geworden, ihr seid meine Lehrer, ihr seid meine Stützen. Ruhig und still nahet die um mich entfaltete Kraft zum Dienste der Menschheit, zum Dienst eurer Brüder, ihrer Reifung entgegen. Würde

und Anmut waltet in euren Augen, wenn ich euch ansehe und meine Augen die Hoffnung, die ich auf euch baue, aussprechen.

Und ihr, die ihr später mit ihnen verbunden, aber schon Jahre und Jahre mit ihnen als meine Söhne lebt und mit ihnen mein Haus ausmacht, Weilenmann, Heussy, Baumgartner, Schneider, Leuenberger, geliebte Freunde, auch ihr reifet in diesem Jahr unserm Ziel entgegen. Ich sehe eure Kraft in der Führung der Kinder in einem entschiedenen Wachstum.

Und auch ihr Neuen, die ihr zu mir berufen wurdet und an meinem Werke teilnehmet, Schacht, Blochmann, Ackermann, Lehmann — auch euch sehe ich mit Ernst und Eifer an uns sich anschließen und mit Kraft die einzelnen Fächer, deren Bearbeitung unser Haus bedarf, in unserem Geist und mit vielseitigem Erfolge bearbeiten.

Und ihr, Preußens Zöglinge, Kawerau, Henning, Dreist, Patzig, Krätz und Rennschmidt! Die meisten von euch gehen nun bald von uns weg, um eurem König und eurer Nation Rechenschaft von eurem hiesigen Aufenthalte zu geben. Ihr seid als Jünglinge voll guten Willens zu uns gekommen, und ihr gehet mit gereiften Kenntnissen, mit Eifer und mit einem gestärkten, festen Willen, dem Volk eures Landes zu dienen und euch der Jugend, der Armut und den Verlassenen zu weihen. Freunde, im letzten Jahre eures Daseins hat das Wesen unseres Tuns sich vielfach geläutert und fester gegründet. Ihr habt das Eure dazu mit Eifer, mit Treue, mit Einsicht und mit Kraft beigetragen. Allenthalben, wo ich hinblicke, war das Jahr, das wir überlebt, ein Jahr der Reifung, ein Jahr der Entscheidung, ein Jahr der Vollendung, ein Jahr des Friedens, ein Jahr der Vereinigung, der Reinigung unser selbst, und neu belebter großer Hoffnungen. Ich stehe jetzt in eurer Mitte und frage mich selbst: was soll ich in der ersten Stunde des begonnenen Jahres zu euch sagen? Sie sind so schön, diese Stunden, sie sind der Menschheit so feierlich; alle Verhältnisse des Lebens werden in denselben unter den Menschen wie neu geboren, man denkt das Vergangene erloschen; man denkt sich die Zukunft als ein neues Beginnen des Lebens; man will sein Leben besser beginnen; man knüpft seine Bande von neuem; man will sie heiligen; man will sie reinigen von aller Befleckung der Vorzeit; man führt sich in lieblichen Darstellungen alles zu Gemüt, was man einander ist und was man einander sein soll; man wünscht einander Gottes Segen; man bezeugt sich gegenseitig seine Treue und seine Liebe, man gibt einander zum Unterpfande dieser Liebe und dieser Treue erfreuende Geschenke; alles lebt gleichsam in einer erneuerten, lieblichen Gestalt, alles wandelt im Kleid einer erneuerten Liebe einher. Aber ist sie Wahrheit, oder ist sie Täuschung, die Schönheit dieser Stunde? Wie lieblich sie uns umschwebe, Brüder, Freunde, wir wollen uns nicht täuschen. Werden die Menschen heute also sich ändern, — werden sie morgen nicht mehr sein, was sie sich gestern waren? Wird das Wort ihrer Liebe Glauben verdienen, wird es Glauben finden? Wird das Wort ihrer Treue Kraft

haben? Werden die Verhältnisse der Menschen im allgemeinen besser sein, als sie vorher waren? O nein, o nein, der morgige Tag wird sich wieder an den gestrigen anknüpfen; was gestern Gutes in dir war, kann sich morgen in dir besser beleben; aber was gestern Böses in dir lebte, was du heute auch immer Gutes denkst und sagst, wird morgen nicht in dir ausgelöscht sein.

59. Die drei Menschheitsideale.

(Schulrede.)

Franz Kern.

Eine der wichtigsten Aufgaben des höhern Unterrichtes ist es, den Schülern den Zugang zu verschaffen zu der Welt der Ideale, ihre Herzen zu erfüllen mit dem heißen Verlangen, in ihr zu leben und zu atmen, ihnen das klare Bewußtsein zu geben, daß alle Zwecke und Ziele der praktischen Welt, wenn sie als Gegensatz zur idealen aufgefaßt wird, nie und nimmer dem Herzen volles Genüge geben, daß im Gegenteile alle diese Ziele und Erfolge, wenn sie Wert haben sollen, ihn nur haben als Mittel für ideale Zwecke und abgesehen davon nichtige Spreu und wertloser Tand sind. Denn das behaglichste und sicherste Menschenleben ist leer und öde, vielleicht voll von bunter Lust, aber bettelarm an reinem Glück, wenn aus der idealen Welt kein Strahl in dasselbe hineinleuchtet.

Diese Ideale nun sind dreifach; zwei liegen auf dem Gebiet des Denkens, eines auf dem des Handelns. Jene beiden ersten sind Erkenntnis der Wahrheit und Anschauen der Schönheit, mag sie in Worten und Tönen, in Formen und in Farben erscheinen, dieses das unermüdliche Arbeiten für Menschenglück, das willige Hingeben eigener Lust für das Wohl der andern. Die drei also mit kurzem Wort bezeichnet sind das wissenschaftliche, das künstlerische und das religiös-sittliche Ideal.

Sie wissen aus der Geschichte, wie viel edle Menschen nach diesen Idealen ihr Leben lang gerungen und um sie gelitten haben im Laufe der Jahrhunderte, wie viel geniale und scharfsinnige Männer dem interesselosen Dienst der Wahrheit und Schönheit unter Entbehrung und Entsagung Gesundheit und Leben geweiht haben, unbekümmert um all die Dinge, welche andern als höchste Lebensziele gelten. Sie kennen aber auch alle wohl aus persönlicher Erfahrung Menschen, deren Namen in den Büchern der Geschichte keinen Platz finden werden, die unscheinbar und anspruchslos, still durchs Leben gehen, aber das Herz voll haben von dem Ideal der Güte und Menschenliebe.

Wie verschieden nun auch das Streben nach diesen drei Idealen ist, Sehnsucht nach Harmonie und Frieden zeigt sich in allen dreien. Von selbst leuchtet das ein bei dem Schönheitsideal, als dessen Wesen man schon seit Platon Harmonie und Symmetrie erkannt hat. Aber auch die Wahrheit ist ja nichts anderes als die Übereinstimmung unserer Ge-

danken mit der Wirklichkeit. Und worauf anders sollte das sittliche Ideal gerichtet sein, als auf die Harmonie aller menschlichen Willensbestrebungen, als auf den Frieden in uns und mit der Welt? Ist doch der schärfste Gegensatz dieses Ideals das, was die Philosophie als den natürlichen, den wirklichen Zustand des Menschengeschlechtes bezeichnet hat, der Krieg aller gegen alle, das *bellum omnium contra omnes*.

Von diesem Gedanken ausgehend, von diesem Gefühle erfüllt, haben auch unsere großen Dichter ganz allgemein die Sehnsucht nach dem Ideal als das innige Verlangen der Menschenseele nach Frieden dargestellt. So Goethe in dem kleinen, herrlichen Liede:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmierz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Und Schiller in seinem tiefsinnigen und erhabenen Gedicht, „das Ideal und das Leben“, in welchem er uns auffordert, die Angst des Irdischen von uns zu werfen, aus dem engen dumpfen Leben in das Reich des Ideals zu fliehen, in dem des Jammers trüber Sturm nicht rauscht, hat über dieses Reich die schöne Strophe gedichtet:

Der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruh'n hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Dieses Streben nach dem Ideal ist nichts anderes, als was Platon in seinem Symposion als den Eros bezeichnet, der Trieb, das Endliche, das Sterbliche zu dem Unendlichen, dem Unsterblichen zu erhöhen, das, was er in seinem Phaidros die Auffahrt der Seele in das lichte Reich der Ideen nennt. Und wesentlich dasselbe hat Spinoza im Sinn, wenn er auffordert, die Dinge dieser Erde *sub specie aeternitatis* zu betrachten.

Freilich auch der von den Idealen völlig abgewendete Mensch kann die Erkenntnis der Wahrheit nicht entbehren, auch er flüchtet in das Gebiet des Schönen, auch er ist dienstbar dem Glücke anderer; aber der große, der fundamentale Unterschied ist, daß alles dies, was seiner Natur nach letzter Zweck sein sollte, von ihm nur als Mittel gebraucht und geschätzt wird. Denn die Erkenntnis des Zusammenhanges der Erscheinungen ist ihm nur wertvoll, weil er, darauf gestützt, Dinge und Menschen seinem Willen dienstbar macht; im Schönen sucht und achtet

er nur das sinnlich Reizende, und anderen hilft er nur, weil er darin das beste Mittel sieht, seine eigenen egoistischen Zwecke zu fördern.

Das Streben nach dem wissenschaftlichen und künstlerischen Ideal ist nicht jedermanns Sache und nicht von jedem zu verlangen. Zwar von Ihnen, meine lieben, jungen Freunde, sollte man es erwarten dürfen nach dem, was bisher für Ihre Bildung geschehen ist. Was aber unbedingt und kategorisch von Ihnen zu fordern ist, das ist das ernste und ehrliche Ringen nach dem sittlichen Ideal, mit welchem Namen auch immer Sie es später bezeichnen mögen, als Gehorsam gegen Gottes Gebot, als treue Erfüllung der Pflicht, als Betätigung des Mitgefühles, immerhin auch als letzte und höchste, als absolute Befriedigung des egoistischen Willens. Nennen Sie das sittliche Ideal, wie Sie wollen, aber es muß immerdar leuchtend vor Ihrer Seele stehen.

Sie haben es bisher am schönsten verwirklicht gesehen im Familienleben. Darum lassen Sie in der Ferne oft das Bild des Vaterhauses in Ihrer Erinnerung erscheinen, es wird Sie vor mancher Forderung des zügellosen Egoismus bewahren und das wilde, übermächtige Verlangen nach Genuß zurückdrängen und besiegen.

So gehen Sie hin mit dem Vorsatz, wackere Kämpfer zu werden für die Wahrheit und das Recht, und mit der Überzeugung, daß der, welcher mit seiner besten Kraft an dem Wohle der Menschheit arbeitet, dadurch gerade auch für sich das reinste Glück erringt und dauernden Seelenfrieden.

60. Aus einer Gedächtnisrede auf Schiller, 10. Nov. 1859.

August Koberstein.

Nach dem Grade von Popularität und Beliebtheit, deren ein Dichter, und zumal ein dramatischer Dichter, zu einer gewissen Zeit genießt, darf im allgemeinen weder sein wahres und bleibendes ästhetisches Verdienst abgemessen werden, noch dürfen wir uns zu dem Schlusse verführen lassen, der Dichter sei darum so populär und beliebt geworden, weil in seinen Werken der Geist der Nation nach seinen guten und löblichen Eigenschaften, nach seinen tieferen Regungen und höheren Bedürfnissen, nach den verschiedenen Richtungen seines ihm inwohnenden Strebens und nach dem Gange seiner geschichtlichen Entwicklung sich gleichsam selbst und mit Wohlgefallen anschauet. Die Geschichte unserer Literatur ist gewiß nicht arm an Beispielen, daß Schriftsteller von sehr geringfügigem und mitunter auch sehr zweideutigem ästhetischen Verdienste, Schriftsteller, die in ihren Darstellungen nur den Schwächen und Gebrechen des Publikums schmeichelten, die schiefen Richtungen und die krankhaften Neigungen ihrer Mitwelt beschönigten und es verstanden, einem beengten, verkümmerten und schwunglosen Leben der Wirklichkeit durch die Mittel der dramatischen Kunst den Schein gemüthlicher Behaglichkeit anzubilden, längere oder kürzere Zeit sich der höchsten und all-

gemeinen Gunst in Deutschland rühmen konnten. Allein war diese Gunst von Dauer, erfreut man sich noch an ihren Werken wie ehemals, und stehen sie selbst noch beim Volke in lebendigem Andenken? Früher oder später hat sie alle das Los getroffen, bei den Einsichtsvolleren in Verachtung zu verfallen und bei dem großen Publikum in Vergessenheit zu geraten oder höchstens nur gelegentlich hin und wieder in dessen Erinnerung zurückgerufen zu werden.

Dagegen sind nun bald achtzig Jahre verflossen, seitdem Schillers Name in unserer Literatur aufging, bald achtzig Jahre, während welcher er sich in der Liebe der Nation, deren Herzen ihm gleich bei seinem ersten Auftreten so voll und warm entgegenschlugen, nicht nur behauptet, sondern immer mehr und immer tiefer befestigt hat. Dies Festhalten an dem geliebten Dichter, diese Begeisterung für ihn, welche die Zeit nicht hat abschwächen können, welche vielmehr mit den Jahren, mit den großen Erlebnissen, der fortgeschrittenen Bildung und mit den mannigfaltigen Erfahrungen der Nation während eines so langen Zeitraumes sich nur steigernd gekräftigt hat, kann ihrer allgemeinsten Bedeutung nach allein daraus abgeleitet werden, daß die Nation wirklich in ihm das gefundene hat und findet, worin sich ihr Geist in jenen oben angedeuteten Beziehungen selbst anschaut und freudig anerkennt.

Ich muß es mir versagen, die verschiedenen Punkte in Schillers Leben, in seinem Charakter und in seinen Schriften, die bei einem tiefern Eingehen in diese seine Bedeutung für uns in Betracht kommen würden, auch nur nach einander flüchtig zu berühren; nur einen einzigen will ich aus ihrer Zahl herausheben. Seine Besprechung erscheint mir vorzugsweise angemessen, wie für diesen Ort und für einen großen Teil dieser Versammlung, so auch für die Zeit, in der wir leben, für die allgemeinen vaterländischen Verhältnisse, unter denen wir die heutige Festfeier begehen.

Schiller war nicht, wie sein großer, ihm während der letzten zehn Jahre seines Lebens innig befreundeter Zeitgenosse, Goethe, ein Schoßkind des Glücks; er war auch nicht, wie dieser, seiner angeborenen Natur nach ein Dichter in der höchsten und vollsten Bedeutung des Wortes. Den Gang seines äußern Lebens bezeichnen von früher Jugend bis auf lange hin Widerwärtigkeiten aller Art und harte Kämpfe mit rauhen und drückenden Verhältnissen; unbegütert, wie er war, lasteten oft schwere Sorgen auf ihm; gesund war er nur in seiner Jugend; als sich die Vollkraft seines Geistes eben zu entwickeln begann, verfiel er in eine gefährliche Krankheit, von der er sich nie wieder ganz erholte, deren häufig wiederkehrende Anfälle ihm die schönsten Jahre seiner Häuslichkeit und seines dichterischen Schaffens zu den schmerzvollsten machten. Als er aus der Periode des Sturmes und Dranges getreten war und der Poesie auf eine Zeit lang den Rücken wandte, war der Glaube an sein Talent in ihm wankend geworden; er warf sich auf die Geschichte, er ging von ihr zur Philosophie über, und die ernstesten Studien füllten seine Zeit und ließen ihn an das Dichten nicht mehr denken. Erst als nach dieser

angestregten Geistesarbeit das Freundschaftsbündnis mit Goethe sich angeknüpft hatte, regte sich wieder der poetische Trieb in ihm, und mit Sehnsucht blickte er in eine Welt zurück, aus der er sich freiwillig verbannt hatte. Aber Goethes schöpferischem Genius gegenüber zagte er noch immer, zu ihr die Rückkehr zu nehmen; er wagte nicht, jenem Triebe Folge zu leisten und sich des Freundes dichterischer Tätigkeit beizugesellen. Er stieg erst in die Tiefen seiner dichterischen, innersten Natur hinab, um sich da die entscheidende Antwort auf die Frage zu holen, inwieweit er Dichter sei, und mit welcher Aussicht er den Wettkampf mit Goethe eingehen könne, eine Frage, über die ihm weder Humboldts noch Körners ermunternder Zuspruch weggeholfen hatte. Auch hier mußte er sich den beruhigenden Entscheid erst erarbeiten. Die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, die aus dieser Selbstprüfung hervorging, die Briefe, die er um dieselbe Zeit an Goethe schrieb, in denen er ihre beiden Dichternaturen so wunderbar treffend und so schön gegen einander nach ihrer Eigentümlichkeit abmaß, enthoben ihn endlich allem Zweifel an sich selbst: mit neubelebter Kraft, mit neuem Mut, mit frischer Zuversicht kehrte er zur Dichtung zurück. Durch kleinere Gedichte bildete er sich von der Philosophie die Brücke zu ihr, und der Wallenstein wurde vorbereitet. Aber noch manches Jahr verging unter schwerer und harter Arbeit, bevor er den mächtigen Stoff bewältigen und dieses einzige Werk zum Abschluß zu bringen vermochte. Es ist dafür auch in mehr als einer Beziehung nicht allein die großartigste, sondern auch die charakteristischste unter allen seinen Dichtungen geworden. Er hatte sich mit ihm die Würde unseres ersten dramatischen Dichters und das freie Spiel seiner poetischen Kräfte in der Bewältigung jedes neuen dramatischen Stoffes erarbeitet. Ja erarbeitet durch die Energie seines vor keinem Hindernis irgendwelcher Art gebrochenen Willens; das ist der Ausdruck, wenn wir's kurz bezeichnen wollen, wie er sich der poetischen Mittel bemächtigte, und wie er sie mit genialer Freiheit zu handhaben lernte, durch die er in der letzten, fruchtreichsten und schönsten Periode seiner schriftstellerischen Tätigkeit wirkte. Belege dazu sind seine historischen und philosophischen Schriften, seine Studien an den Werken der altklassischen Poesie, soweit ihm der Zugang zu ihr offen stand, seine Beschäftigung mit Shakespeare, seine Vorarbeiten zum Wallenstein und das allmähliche Werden dieser Dichtung, endlich — worin wir ihn noch jetzt bei seinen Arbeiten belauschen können — seine Briefe an Körner, an Humboldt, an Goethe. Sein äußeres Leben war viel zu zurückgezogen von der großen bewegten Welt, viel zu arm an mannigfaltigen und bedeutenden Anschauungen, als daß er daraus die Umrisse und Farben der Gebilde hätte entnehmen können, die uns aus seinen geschichtlichen Dramen in plastischer Rundung entgegen treten; aus Büchern mußte er sich mühsam aneignen, aus der eigenen Brust mußte er schöpfen, was ihnen Gehalt und Charakter verleihen, was sie beseelen, was sie in dramatische Bewegung setzen sollte.

Leuchtet somit Schiller als erhabenes Vorbild allen vor, denen es um Erreichung eines hohen, würdigen Zweckes im Leben ernstlich zu tun ist, und kann insbesondere der Jüngling, der auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst ein höheres Ziel ins Auge gefaßt hat, bei dem Erstreben desselben sich ermutigen und innerlich kräftigen lassen, wenn der Weg nicht geebnet vor ihm liegt, und die Ungunst der Verhältnisse seine Schritte jeden Augenblick zu hemmen droht, so stellt sich unser Dichter auch in seinem Charakter und in seinem Lebensgange der Nation zu ihrer freudigen Genugtuung und zu ihrem gerechten Stolz als einen Hauptvertreter einer ihrer eigensten und schönsten Tugenden dar — der Lust an und der Ausdauer in der Arbeit. Zugleich aber wird der Gebildete, der mit der Entwicklungsgeschichte unserer Literatur und ihres Einflusses auf das geistige Gesamtleben der Nation etwas näher bekannt ist, in ihm gerade denjenigen unter unsern großen Schriftstellern erkennen, in dessen geistiger Arbeit sich im besondern und vorzugsweise die wunderbare und durchaus einzige Bildungsweise unserer neuern Literatur überhaupt verfolgen und anschaulich machen läßt. Und dies, meine ich, bezeichnet vor allem andern, wie im allgemeinsten, so im besondersten Sinne, den Charakter Schillers als Nationaldichter: das deutsche Volk fühlt oder ahnt, daß seine große, geistige Gesamtarbeit seit anderthalb Jahrhunderten mit ihren Errungenschaften sich in der besondern Geistesarbeit dieses Mannes einmal energisch zusammengeschlossen und gegipfelt hat.

61. Festrede zur Einweihung des Uhland-Denkmal,

gehalten von Joh. Georg Fischer

in den Gartenanlagen der Liederhalle bei Stuttgart am 21. September 1865.

Es ist ein Fest von seltener Berechtigung, ein Fest tiefbegründeten Dankes, das wir begehen. Denn so fest und bestimmt wie die Begabung und der Wille, die in dem Haupte herrschten, das erzgossen vor uns steht, so fest ist unsere Überzeugung, daß es eine volkstümliche Tat, eine Tat bürgerlichen Selbstgefühls war, das Bild Ludwig Uhlands in diesen Räumen der öffentlichen Verehrung darzustellen.

Ein edles Haupt, das auf uns blickt, umweht vom echtsten Geist, offen die Stirne für alles Beste, was das Dasein wert macht, treu das Auge, klar empfangend und hell wiedergebend jeden Sonnenblick schöner Empfindung; verschlossen der sparsame Mund, um nur dann sich zu öffnen, dann aber auch mit unerschrockenster Kühnheit, wenn das Bekenntnis der Wahrheit es fordert — verschlossen in sich selbst, wie der Mensch auch sonst wohl werden mag, wenn er die Bitterkeit der Täuschung erfahren mußte, wo er sein gutes Herz, sein treuestes Lieben und Meinen dargebracht.

Denn getäuscht ist er auch worden, oft und bitter, getäuscht in dem

Besten und Teuersten, daran er geglaubt, in der Verwirklichung eines einigen und freien Deutschlands.

Aber wie verschloß der Getäuschte sich in sich selbst? Nicht wie man von einer gestorbenen Liebe mit gebrochenem Herzen scheidet. Nur um so fester und voller, um so geeinigter in sich faßte er alle patriotische Glut, alle Kraft der Liebe und des Zorns auf das eine Ziel zusammen: das Oftmißlungene um so zäher und unerbittlicher wieder zu wagen und zu fordern.

Das ist es, was ihn, den echten Charakter, von dem eingebildeten unterschied; das wußten seine Freunde, das weiß sein Volk, so steht er unverlöschlich vor unserer Seele. Es haben nicht viele gelebt, von denen man so sicher und so allgemein weiß, als von ihm: wie er an Befestigung der Volkskraft und Volksfreiheit arbeitete, wie er für sie dachte, dichtete, in Wort und Schrift kämpfte.

Und darum ist es nicht zufällig, daß gerade die Leitung desjenigen Vereins, der die Plätze unserer Stadt und ihrer Umgebungen verschönert und zugänglicher macht, um damit auszudrücken, was unsere Bevölkerung auf sich selbst und ihren Wohnort halte, die erste Anregung zu diesem Denkmal gab, so wenig es zufällig ist, daß dieser Platz, welcher der Veredelung des Volksgesangs gewidmet ist, für die Aufstellung des Denkmals erwählt wurde.

Wir wissen, es ist Sinn von Uhlands Sinn, und Geist von seinem Geist, wenn wir im Volke, wenn wir in uns selbst den Kern suchen und entwickeln, aus dem das Bessere im deutschen Staats- und Familienleben kommen muß. Denn wahrlich, so schlicht und bescheiden Uhland sonst in Ansprüchen war, den Stolz hat er im vollsten Maße besessen: in der Freiheitsäußerung seiner bürgerlichen Selbstbestimmung auch nicht ein Haar sich krümmen zu lassen. Und wie für sich selbst, so hat er diese Freiheit für seine Mitbürger gefordert, und hat ihnen die Glut nationaler Scham auf die Stirne gerufen, wenn man irgend vergessen konnte, was deutsche Gesinnung und Ehre zu tun hätte, wenn anmaßende Hände von innen oder außen sich zudrängten, die deutschen Geschicke einseitig zu ordnen. In ihm ehren wir den unerschütterlichen Bekämpfer jenes unheilvollsten der Irrtümer, eine Form der politischen und geselligen Existenz zu glauben, welche den Schwerpunkt anderswo als im Herzen des allgemeinen Volksgefühls hätte.

Und weil wir in diesem Sinne in ihm eines der ausgezeichnetsten Vorbilder erblicken, darum ist es eine Volkstat, Uhlands Namen der allgemeinen Liebe entgegenzubringen.

Aber wie der politische Charakter, so tritt uns auch die dichterische Natur in ihm scharfbestimmt und festgegossen entgegen; die Verehrung gilt gleichsehr dem Poeten wie dem Menschen.

Deutschland ist gewohnt, es als sicherste Bürgschaft der Untrüglichkeit anzusehen, daß er es war, der so gesungen. Es ist nicht die Großheit und weite Umfassung seines poetischen Genius, was ihn zum

Nationalliebling gemacht hat; sondern es ist die Reinheit und Lauterkeit, die Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, es ist die Sicherheit der volkstümlichen Beherrschung dessen, was er singt, und er hat, wie kaum ein anderer, die Balladen- und Liederstoffe durch die edelste Form der Popularität an das deutsche Volk vermittelt. Seine Muse flieht vor allem Unklaren, Dunstigen, Tobenden, Sichüberstürzenden; sie ist selten hinreißend, aber golden klar und eindringend, festergreifend, überzeugend und beseligend. Von aller Kritik kommen wir stets auf die Wahrheit zurück, daß er den durchschnittlichen Volksgeschmack getroffen, was auch das Verlangen nach höherem Schwung oder tieferer Versenkung anders wünschen möchte. Er hat niemals jenem krankhaften Mittelalter-Pietismus gehuldigt, dem das Alte als solches vortrefflich ist, sondern er hat als Dichter wie als Forscher mit sicherer Fühlung das Charaktervolle der Vergangenheit herausgestellt, und es der Gegenwart als Element der Kräftigung oder Vertiefung dargeboten.

Kommt unerschrocken, ihr Jungfrauen! Die süßen Rufe und Herzenslaute der Liebe, wie er sie anschlägt, sie dürft ihr in den tiefsten Busen euch dringen lassen, die Kränze seines Frühlings schlingen sich keusch um die Schläfen, und es sind goldene Wonnenschauer der Sehnsucht oder der Festfreude, die seine Harfe in euch aufweckt.

Wie getrost, ihr Jünglinge, dürft ihr seine Liebeslieder oder jenes köstlichste seiner Wanderlieder ihm nachsingen:

„O brich nicht, Steg, du zitterst sehr,
O stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer,
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!“

Ist es doch derselbe Mund, der zur tapfersten Mannhaftigkeit im „guten Kamerad“ und zur edelsten Hochhaltung der weiblichen Natur im „Gesang der Jünglinge“ auffordert.

Und wie herzerhebend bleibt es für alle, daß dasselbe Gemüt, welches in „Schäfers Sonntagslied“ zu einer ewigen Sabbatfeier einladet, das in den Romanzen „Sängerliebe“ die duftigsten und ersterbendsten Hauche der Minnesehnsucht atmet, sich weder heute noch morgen vor dem Schweiß des täglichen Lebenskampfes scheute, und einen Charakter von stählerner Festigkeit in sich verschloß! Daß es nicht hohle Deklamationen gewesen, wenn Uhland in „Sängers Fluch“ die Tyrannenwillkür zu Boden schlug, oder in dem Gedicht auf den 18. Oktober dem Diplomatentrug die Lappen vom Gesicht riß, weil er, wenn es darauf ankam, mit dem eigenen Leibe hinstand, wo die Gefahr war!

Geschah es, daß man an jenen höchsten Orten, von denen dem edlen Dichter und Volksmann eine Ehre auszeichnung angeboten ward, selbst einen Hauch vom Wehen seines Geistes verspürt, wie der König in „Bertrand de Born“? So viel ist gewiß, es war nicht Selbstüberhebung bei Uhland, daß er die Auszeichnung abwies, sondern das richtige Be-

wußtsein, daß sein ganzes Tun und Dichten nach jenen Seiten hin niemals die Voraussetzung einer solchen Belohnung geboten habe.

In solcher wunderbaren Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst, und des Menschen mit dem Dichter, ist das Geheimnis zu suchen, warum Uhlands Name bis an die äußersten Grenzen deutscher Lande eine Losung für alles edle volkstümliche Denken und Empfinden geworden ist, warum der Ständesaal in Stuttgart und die Paulskirche in Frankfurt, wie die Kunsthallen der Städte und die Gassen der Dörfer ihn verewigen. Ein solches Vorbild, das fühlte man, tut einer schäumenden und blasen-aufwerfenden Zeit besonders not.

Darum danken wir den Männern doppelt, deren Bürgersinn das Denkmal des Stuttgarter Ehrenbürgers unserer Stadt zadachte; wir danken den Künstlerhänden, die ihn so edel gestaltet und dargestellt, dem Verein, der seine grünenden Gartenräume ihm aufgetan und ihn den kommenden Zeiten bewahren wird.

Und du, geliebtes Bild, blicke erhebend und begeisternd hernieder auf alles, was edel, was groß und frei im deutschen Land und Volk zu werden strebt! Sei du selbst der Genius, von dem der Gefeierte singt:

„Wenn heut ein Geist hernieder stiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held“ —

und fahre mit strafendem Schwert dazwischen, wo das Unfreie, das Niedrige Platz greifen, wo die Selbstwegwerfung so schmachvoll denken will, vom baltischen Meer bis zur Adria einen Fuß breit deutschen Bodens oder deutschen Rechts aufzugeben und undeutsch behandeln zu lassen.

In dieser Gesinnung rufen wir unter Uhlands Schilde die Grüße unserer Liebe die Donau und den Rhein hinab, und reichen, aus dem engen Raum dieser stillen Stuttgarter Stunde, den Händedruck unserer Sympathie den Herzen, die uns verstehen, hinaus ins deutsche Vaterland!

Es ist kein Echo, das die gegenüberliegenden Hügel zurückgeben, wie bei Uhlands Begräbnis, als sein Name gerufen wurde; aber es ist das Echo, welches aus den Herzen des Volks wie Auferstehungsruf wiederklingt, wenn wir ihn jetzt und wenn wir ihn allezeit wachrufen, den glockenreinen, den geliebten Namen Ludwig Uhland!

62. Rede von Hans Konrad Escher,

gehalten den 28. August 1798 im helvetischen Großen Rate in Aarau.

Bürger Repräsentanten!

Zur gründlichen Beurteilung eines so wichtigen Traktats, wie der uns von unserm Vollziehungsdirektorium vorgelegte Allianztraktat mit der fränkischen Regierung ist, gestehe ich aufrichtig, daß die tiefsten politischen Kenntnisse über alle äußern und innern Verhältnisse unsers eigenen Vaterlandes sowohl, als auch besonders der fränkischen Republik, und also dadurch vom politischen Zustande von ganz Europa, erforderlich sind,

kurz Kenntnisse, die ich und die meisten aus uns nicht besitzen. Da wir aber dessen ungeachtet über diesen so wichtigen Gegenstand, der unser Vaterland auf viele Jahrhunderte hinaus glücklich oder unglücklich machen kann, absprechen müssen, so glaube ich, es sei Pflicht eines jeden von uns, mit offener Freimütigkeit, aber ohne eben auf das Urteil der Versammlung Einfluß zu suchen, seine Meinung zu äußern, und jede Rücksicht seiner selbst zu verachten, um nicht sich, sondern das Vaterland zu beurteilen. Im tiefsten Gefühle dieser Pflicht werde ich also mit der größten Freimütigkeit Ihnen mein Urteil äußern.

Allervorderst gestehe ich aufrichtig, daß, im ganzen betrachtet, dieser Allianztraktat ehrenvoller und in mehreren Rücksichten selbst günstiger ist, als wir denselben erwarten durften, wenn wir unser Schicksal mit dem einiger anderer der neuern Republiken vergleichen wollen. Der ausgezeichnetste Vorteil, den ich in dieser Rücksicht darin finde, ist der Umstand, daß wir kein fränkisches Truppenkorps in unserer Republik unterhalten müssen.

Allein, Bürger Repräsentanten, wenn wir nicht nur bei den kleinen Umständen stehen bleiben, sondern die Hauptgegenstände dieses vorgelegten Allianztraktats untersuchen, so gestehe ich Ihnen ebenso aufrichtig, daß ich denselben als dem eigentlichen Interesse Helvetiens gerade zuwiderlaufend ansehe. Die helvetische Republik soll mit der fränkischen Republik eine Offensiv- und Defensiv-Allianz schließen. Unser kleines, armes, ganz desorganisiertes Vaterland, welches nur in einem fortdauernden Frieden seine politische Selbständigkeit, seine ökonomische Erholung und eine allmählich dauerhaft werdende neue Ordnung der Dinge hoffen darf, dieses unser Vaterland soll in ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich treten, also an allen Landkriegen Anteil nehmen, die diese mächtige, stolze, unternehmende Nation, diese Nation, welche Armeen durch Ägypten nach Ostindien sendet, anhebt! Mich schaudert vor diesem Gedanken. Betrachten wir die Geschichte Europas seit einigen Jahrhunderten, so treffen wir kaum einen zwanzigjährigen Zeitpunkt an, in welchem nicht die Menschheit an den wildesten und unsinnigsten Kriegen blutete, während unser glückliches Vaterland immer des segensreichsten Friedens genoß. Und diese unsere ruhige Lage soll nun auf einmal umgeschaffen, und wir zu Teilnehmern an allen Kriegen Europas gemacht werden. Hiezu meine Stimme zu geben, läßt mir mein Gewissen und meine Vaterlandsliebe nicht zu.

Aber mehr noch, Bürger Repräsentanten, wir sollen diesem Allianztraktat zufolge auf unsere Kosten zwei militärische Heerstraßen errichten; eine durch das Wallis nach Cisalpinien; diese, ungeachtet sie über die höchste Gebirgskette der alten Welt gehen soll, und wahrscheinlich etwa zehn Millionen kosten wird, sehe ich nicht für bedenklich an, weil sie die französische Republik mit der cisalpinischen, zwischen denen wahrscheinlicher Weise kein Krieg entstehen wird, verbinden soll. Aber die nördliche Militärstraße, welche längs dem linken Rheinufer an den Bodensee und ins Rheintal hinauf führen soll, diese betrachte ich als das größte

Unglück Helvetiens. Denn, da keine österreichische Armee an den Rhein vordringen kann, ehe sie sich ihre linke Flanke, welche an unsere Rheingrenze stößt, gesichert hat, und welche vermittelt dieser Militärstraße von den Franken bei jedem Ausbruche eines Krieges besetzt sein wird, so sehe ich, daß das nordöstliche Helvetien das Kriegstheater aller französisch-österreichischen Kriege sein wird. Bürger Repräsentanten, ich will Ihnen kein Gemälde des Unglücks und des Jammers solcher Gegenden machen, deren Lage sie vorzüglich zum Schauplatz der Kriege bestimmt; ich überlasse jedem von Ihnen, sich selbst den Zustand der deutschen Rheingegenden in jedem Kriege vorzustellen, und sich in die Wahrscheinlichkeit hineinzudenken, daß nur das nordöstliche Helvetien, also die Kantone Schaffhausen, Zürich, Thurgau, Sentis und Linth in künftigen Kriegen, statt des bisherigen ruhigen Friedens, den gleichen jammervollen Verwüstungen unterliegen werden. — Und zu diesem, Bürger Repräsentanten, fordert man unsere Beistimmung! — Ohne diese Militärstraße bliebe uns wenigstens einige Hoffnung zur Wiedererringung unseres Neutralitätssystems übrig, weil sehr leicht der Fall eintreten könnte, daß wir durch Aufstellung einer bewaffneten Neutralität das Interesse zeigen könnten, welches unsere Nachbarn eigentlich haben, uns in keinen Krieg hineinzuziehen; diese nördliche Militärstraße aber, durch die jeder Krieg Frankreichs gegen Österreich von Helvetien aus angefangen werden wird, macht jede Hoffnung zu solch einem glücklichen Ereignisse verschwinden.

Noch bleibt aber ein anderer Gesichtspunkt übrig, unter dem dieser Allianztraktat sich als durchaus unvereinbar mit dem Wohlstand der kleinen Nation zeigt. Wir sollen auf unsere Kosten diese Militär-Routen anlegen, und auf unsere Kosten den Genfersee durch Kanäle mit dem Neuenburgersee verbinden! Fühlen Sie nicht, Bürger Repräsentanten, daß auch ohne Kriege diese Unternehmungen das Mark unseres armen Ländchens aufzehren werden? daß dadurch alle Mittel zur zweckmäßigen Organisation unseres Vaterlandes wegfallen, und daß besonders dadurch der süße Traum verschwindet, daß wir nun an der Veredlung unserer Nation durch Unterrichts- und Aufklärungsanstalten arbeiten könnten? und wenn auch ein langer Zeitpunkt des Friedens unsern Kräften wieder die wohlthätige Leitung auf Anstalten gestatten würde, die unserm Lande selbst vorteilhaft sind, so wird uns bald wieder irgend ein unserm Interesse fremder Krieg aller unserer Kräfte und zugleich unserer mutigsten Söhne berauben, so daß uns nirgends eine Hoffnung übrig bleibt, unser Vaterland je auf eine hohe Stufe der Kultur und des Wohlstandes erheben zu sehen.

Ich höre mir entgegenrufen: „Aber unser jetziger Zustand von Ungewißheit wird sich verlängern und unserm Vaterlande noch drückender gemacht werden, als er jetzt ist, wenn wir diesen Allianztraktat verwerfen.“ Ja, Bürger Repräsentanten, ich gestehe es selbst, daß ich voraussehe, daß unser Vaterland durch Nichtannahme dieses angebotenen Bündnisses seinen gegenwärtigen traurigen Zustand vielleicht um einige

Jahre verlängern und selbst merklich verschlimmern wird. Allein augenblickliche Leiden sollen uns durchaus nicht bestimmen, dem Interesse künftiger Generationen zuwider, und selbst dem wahren Interesse der jetzigen Generation zuwider einen solchen Bund zu schließen. Wir sollen die Nation als ein fortdauernd Ganzes ansehen, dessen wahres Interesse nie einer augenblicklichen Behaglichkeit aufgeopfert werden soll. — Ebenso weiß ich, daß man mir einwenden wird, Europa sei nun im Kampf der Grundsätze der Freiheit gegen den Despotismus, und unser eigenes Interesse, das Interesse der Menschheit fordere uns auf, mit der Freiheit gegen den Despotismus den großen, erhabenen Kampf zu bestehen, und der großen Sache der Menschheit siegen zu helfen. — Aber, Bürger Repräsentanten, ich scheue mich nicht, auch bei der größten Gefahr, der ich, wie ich weiß, mich aussetze, Ihnen hier mit Freimütigkeit zu erklären, daß ich in der Sache der Franken nicht mehr die Sache der Freiheit erblicke. Ich führe Ihnen unter den vielen nur zwei Beispiele an, die mich allein schon zu meinem Urteil berechtigen würden. Warum steht denn die große Republik im Bunde mit dem Könige von Spanien, dem größten Despoten der Erde, und warum schloß sie um Geld den Frieden mit dem Herzog von Württemberg gegen das nach Befreiung lechzende Schwaben, wenn sie nichts als Freiheit suchte? — Auch ich ehre die Grundsätze des Rechts und der Freiheit, aber deswegen doch nicht die Politik der Franken-Republik, an die wir uns nun allein anschließen sollen! und also erkläre ich mich feierlich, daß ich meine Stimme, meinem Gewissen und meiner Vaterlandsliebe zufolge, zu diesem angebotenen Bunde mit Frankreich nicht geben kann, und also meiner Pflicht gemäß darauf antrage, denselben zu verwerfen.

63. Dufours Armeebefehl vom 12. November 1847.

Eidgenössische Wehrmänner!

Ihr werdet in den Kanton Luzern einrücken. Wie Ihr die Grenzen überschreitet, so laßt Euern Groll zurück und denkt nur an die Erfüllung der Pflichten, welche das Vaterland Euch auferlegt. Zieht dem Feinde kühn entgegen, schlägt Euch tapfer und steht zu Eurer Fahne bis zum letzten Blutstropfen. Sobald aber der Sieg für uns entschieden ist, so vergesset jedes Rachegefühl, betragt Euch wie großmütige Krieger, denn dadurch beweist ihr Euern wahren Mut. Tut unter allen Umständen, was ich Euch schon oft empfohlen habe. Achtet die Kirchen und alle Gebäude, welche dem Gottesdienste geweiht sind! Nichts befleckt Eure Fahne mehr, als Beleidigungen gegen die Religion. Nehmt alle Wehrlosen unter Euern Schutz; gebt nicht zu, daß dieselben beleidigt oder gar mißhandelt werden. Zerstört nichts ohne Not, verschleudert nichts; mit einem Worte betragt Euch so, daß Ihr Euch stets Achtung erwerbet und Euch stets des Namens, den Ihr traget, würdig zeigt!

Der Oberbefehlshaber: W. H. Dufour.

64. Rede an der Bundesfeier in Schwyz am 1. August 1891

von Bundespräsident Emil Welti.

Eidgenossen!

Niemand darf es wagen, die Gedanken und die Gefühle zu deuten, die das Volk der Eidgenossen dem heutigen Tage entgegenbringt; nur des Einen sind wir sicher und wir sollen es auch laut bekennen, daß nicht der flüchtige Genuß eines fröhlichen Tages uns hier zusammenführt. Mannigfaches Mißgeschick betrübt unsere Herzen; schwerer Schaden ist auf viele unserer Fluren niedergegangen, unerhörtes Unglück hat einen unserer Schienenwege betroffen, und im öffentlichen Leben des Landes sind wir durch bitteren Hader entzweit. So treten wir in tiefem Ernste aus des Lebens Mühen heraus an die Feier des hohen Tages heran; und so alle, die mit uns im Geiste hier versammelt sind, mögen sie in unsern Marken wohnen oder aus fremdem Lande und über alle Meere der Welt uns ihre Grüße schicken.

Ehrfurchtvoll schauen wir über sechs Jahrhunderte der Geschichte zurück auf die Anfänge unseres Bundes, um bei unsern Vätern Rat zu erholen in den Wirrnissen des Tages und Aufschluß über die Zukunft, die verborgen vor uns liegt. Einfach und deutlich ist die Antwort für alle, welche hören wollen.

Am 1. August des Jahres 1291 sind die Männer der drei Täler Uri, Schwyz und Unterwalden zusammengekommen; zusammengeführt von der Not der Zeit, um ihre Rechte zu wahren, haben sie sich vereinigt zur gegenseitigen Hülfe und Unterstützung gegen allen Angriff und alles Unrecht und zum Austrag aller Zwistigkeit, die sich unter ihnen erheben könnte. Damit war der erste Bund der Eidgenossenschaft geschlossen und eine Tat vollbracht, welche weit über das ursprüngliche Ziel hinausführte. Was sich die Männer der drei Täler zum Schutz und Schirm der engen Heimat versprochen, das ist zum Samenkorn geworden, aus dem der Baum der Eidgenossenschaft hervorgewachsen ist, der durch einen Bestand von sechs Jahrhunderten sein Recht zum Dasein unter den Nationen erwiesen hat. Solche Kraft liegt dem Entschlusse inne, der einen einfachen und darum großen Gedanken ohne Selbstsucht und ohne Rücksichten ins Werk setzt. Zur Abwehr von Unrecht und Gewalttat haben sich unsere Altvordern eidlich verbunden; Leib und Leben wollten sie für einander wagen und Hab und Gut opfern, das zu ihrem Glücke nicht groß genug war, um im Kampfe für das höhere Gut ihre Sorgen zu teilen. Und wie das Wort, so die Tat. In der großen Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts haben die Eidgenossen in glorreichen Schlachten ihre Feinde bezwungen, die Zahl der Bundesgenossen vermehrt und den sichern Grund zur vollen Unabhängigkeit des Landes gelegt.

Mit der Befreiung vom fremden Joch ging bei den demokratischen

Bundesgliedern und vor allem in den drei Ländern die Entwicklung der freien Volksgemeinde Hand in Hand. Alle politischen Einrichtungen der alten Eidgenossenschaft und ihrer Glieder sind verschwunden; nur die Landsgemeinde lebt seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag, und ihrer in der Geschichte der Staaten unerhörten Lebensdauer kommt nur die Lebenskraft gleich, die sie zur selben Zeit, in der sich die Natur verjüngt, jährlich neu entfaltet. Als echt schweizerische Frucht ist auf dem Boden der Landsgemeinde die Freiheit der Landleute gewachsen, und die Rechtsgleichheit aller Bürger im Staat und im Gericht, die der Mehrzahl der heutigen Nationen und einem großen Teil der Eidgenossen erst in neuer Zeit als Geschenk aus fremder Hand verliehen wurde, war seit Jahrhunderten der ureigene und sichere Besitz der schweizerischen Demokratien. Diese Freiheit ist das Wahrzeichen der schweizerischen Eidgenossenschaft und wird es bleiben, so lange wir seiner würdig sind. Darum ist der Sang von Wilhelm Tell auf dem ganzen Erdenrunde zum hohen Liede der Freiheit geworden, und dankerfüllt legen wir dem unsterblichen Dichter in dieser Feierstunde einen frischen Lorbeer auf seinen Mythenstein.

So geht die Befreiung des Landes von fremder Herrschaft und die Festigung der freien Gemeinde durch unsere Geschichte wie ein leuchtendes Band, dessen Glanz alles Mißgeschick und alles Elend überstrahlt, von dem das Leben der Völker so wenig als dasjenige der einzelnen Menschen frei ist.

Diese unschätzbaren Güter sind heute in unserm ruhigen Besitz, und unsere Bundesverfassung ruht wie der erste Bund der Eidgenossen auf demselben Grunde. Das Manneswort der freien Bürger, die von ihnen selbst gesetzte Rechtsordnung treu und wahr zu halten, ist das einzige Fundament der Republik und das alleinige Pfand ihrer Erhaltung. Diesem Manneswort unserer Alvordern haben wir die innere Freiheit und die staatliche Unabhängigkeit unseres Vaterlandes zu danken. Geachtet steht die Eidgenossenschaft unter den Nationen da, mit denen sie in Frieden und Freundschaft lebt; unsere Souveränität, um die wir Jahrhunderte gekämpft, ist nicht bloß anerkannt, sondern durch Verträge als unantastbar erklärt, und mit hochehrendem Vertrauen stellen die zivilisierten Staaten des ganzen Erdenrundes die für den Weltverkehr geschaffenen Einrichtungen unter unsern Schutz. Ihnen allen erstatten wir an unserm Ehrentage unsern Dank und unsern Gruß, wie wir auch der alten Freunde und Bundesgenossen, der Städte Mülhausen im Elsaß und Rottweil im Schwabenlande, freundlich gedenken.

Gewaltig und unbestreitbar sind auch die Fortschritte, die wir im eigenen Staats- und Volksleben auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit im 6. Jahrhundert der Eidgenossenschaft gegenüber den vorangegangenen zu verzeichnen haben. Wir dürfen es mit gutem Gewissen sagen, denn wir betrachten damit unsere Aufgabe nicht als erfüllt; wir wissen, daß die schwierigsten Probleme der Gegenwart noch nicht gelöst

sind; aber die Vergangenheit gibt uns die Hoffnung, auch den Pflichten der Zukunft gerecht zu werden.

Darum dürfen wir auch voraussehen, es werden die künftigen Geschlechter unser Jahrhundert zu den glücklichsten unserer Geschichte rechnen; aber beruhigen darf uns diese Hoffnung nicht, denn einem großen Jahrhundert gehören wir deshalb nicht an.

Die Zeiten, welche den Charakter einer Nation stempeln und ihren Ruhm begründen, sind die Zeiten des Kampfes um ihre Existenz. Als die Eidgenossen mit ihrem Blut die Güter erstritten, die wir heute genießen, war ein Höhepunkt unserer Geschichte erklimmen, der seither nicht wieder erreicht worden ist. Den errungenen Kampfespreis haben uns die Altvordern als ein herrliches freies Vaterland hinterlassen; aber ihren Ruhm haben wir nicht geerbt, wie sehr wir uns auch bestreben, die uns anvertrauten Güter zu hegen und zu pflegen, um sie unversehrt auf unsere Enkel zu bringen. Auch im staatlichen Leben macht der Besitz nicht selten ruhig, trüg und stolz, und wir haben darum allen Grund, uns daran zu erinnern, daß seit bald drei Menschenaltern wir nie mehr zu beweisen hatten, ob wir stark genug, diesen Besitz zu behaupten. Heil dem Lande, dessen Volkskraft in hundertjährigem Frieden keinen Schaden leidet.

In der Republik tritt der Bürger im Augenblick der Gefahr mit allen Tugenden und Fehlern seines bürgerlichen und politischen Lebens in das Volksheer.

Das Manneswort hat die Republik gegründet, der Manneswert erhält sie.

Darum so bedenke, o Volk der Eidgenossen, daß in den Tagen, in denen über deine höchsten Güter die Entscheidung fällt, sich alle Sünden und Mängel rächen werden, die du in der Erziehung deiner Jugend und in der Ordnung und Verwaltung des Staatswesens begehest.

Mit flammender Schrift gibt die Vergangenheit davon Zeugnis. Sind nicht drei Jahrhunderte unserer Geschichte mit dem Bürgerblute der Religionskriege befleckt? Ist nicht von jenen Tagen an der Bund mit seinen Gliedern herabgesunken und zerfallen, um dem Feind eine leichte Beute zu bereiten? Und trotzdem dürfen wir es leugnen, daß die Religion der Liebe auch heute noch dazu mißbraucht wird, um in weltlichen Händeln die Herzen der Menschen zu vergiften und unter den Bürgern des Landes Haß und Zwietracht zu säen?

Noch sind die Wunden nicht vernarbt, welche Recht- und Gesetzlosigkeit, Bestechung und Arglist einst den Untertanen einzelner Landvogteien geschlagen hat; die Sünden der Väter rächen sich an den Enkeln und mahnen uns mit lauter Stimme, daß die Gerechtigkeit ein Volk erhöht, und daß das Unrecht die Länder und Völker verderbt.

Wunderbar ist der Bund, den wir feiern, durch solche und größere Gefahr und Not bis auf den heutigen Tag erhalten worden; es ist nur ein geringes Dankeszeichen gegen den Lenker der Schicksale und gegen

unsere Altvordern, wenn wir dem Vaterlande heute allen Unmut und alle Mißstimmung zum Opfer bringen.

Freudigen und aufrichtigen Herzens legen wir Eidgenossen allesamt, Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, die Hände in einander, um den Bund zu erneuern, den die Väter nicht auf sechshundert Jahre, sondern für die Ewigkeit abgeschlossen haben.

Wir wollen bleiben ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr.

In der Not des Unterganges der alten Eidgenossenschaft wurde in dem Tale von Nidwalden der letzte Heldenkampf ausgekämpft.

Niemand kann den Sieg an seine Fahnen fesseln, aber des größern Ruhmes ist jeder wackere Mann sicher, seinem Vaterlande gedient zu haben bis zum letzten Atemzug.

In dieser Gesinnung treten wir frohen Herzens in das neue Jahrhundert, im Vertrauen auf Denjenigen, von dem es heißt, daß er die Regierung des Landes bei der Verwirrung der Menschen in seine Hand nehme.

Er wird uns erhören, wenn wir mit unserm großen Dichter ihn anrufen:

Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!
Aufs Schweizerland, mein Heimatland,
Mein Vaterland.
